Zweite Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 218. Sonntag den 5. August 1888. 82. Jahrgang.

Marine.

* Wilhelmshaven, 3. August. Die Ablösung der Besatzungen der auf der westafrikanischen Station (Kamerun) stationirten Schiffe Kreuzer „Habicht“ und Kanonenboot „Cyklop“ erfolgt im Herbst d. Js. Für den Kreuzer „Habicht“ sind commandirt: als 1. Officiere: Lieutenant z. S. Faber, Graf v. Bernstorff, Unter-Lieutenants z. S. Beninghaus und Laurow, Assistenz-Arzt 1. Classe Dr. Dicksen, Unter-Zahlmeister Schad. Für Kanonenboot „Cyklop“, resp. „Hyäne“, welche an Stelle des letzteren tritt, Lieutenant z. S. Weyer, Unter-Lieutenants v. Bärn und Schäfer III., Assistenz-Arzt 1. Classe Bischoff, Zahlmeister-Aspirant Herzog. Die Besatzung für „Habicht“ wird durch eins der Schiffsjungenschulschiffe, „Ariadne“ oder „Luise“, welche im October die Reise nach der Westküste antritt, hin- und die abgelöste Besatzung zurückbefördert. Nach Eintreffen des Kanonenboots „Hyäne“, welches nach seiner Rückkehr von der ostafrikanischen Station auf der kaiserlichen Werft in Danzig einer Grundreparatur unterzogen worden ist, wird der „Cyklop“ in Kamerun abgerüstet und außer Dienst gestellt, um alsdann nur noch als Hulk an geeigneter Stelle, auf der westafrikanischen Station, Verwendung zu finden. Das hohe Alter des Schiffes, welches zu Kriegszwecken nicht mehr tauglich ist, rechtfertigt die Streichung desselben aus der Liste der Kriegsfahrzeuge vollkommen. Der „Cyklop“ war ursprünglich ein Holzkanonenboot 1. Classe und wurde später in ein eisernes Fahrzeug völlig umgebaut. Als solches lief der „Cyklop“ im August 1874 auf der kaiserlichen Werft zu Danzig vom Stapel und ist seitdem mit kurzen Unterbrechungen unausgesetzt im Dienst gewesen. Das Schiff fand vorwiegend auf der ostasiatischen Station Verwendung, war dann mehrere Jahre im Mittelmeer stationirt und versah ebenfalls jahrelang den Dienst zum Schutz der Nordseefischerei. Auf der westafrikanischen Station befindet sich das Kanonenboot seit Herbst 1884. Das Kanonenboot „Hyäne“, welches seit 1878 der Marine dient, wird ebenfalls, nachdem es einige Jahre in Kamerun stationirt gewesen ist, condemnirt und an Ort und Stelle nur noch als Hulk Verwendung finden. Für „Cyklop“ und mehrere andere auf dem Aussterbeetat stehenden Schiffe dürften bei der Berathung des neuen Marineetats Ersatzbauten vorgesehen werden.

* In einem Artikel „Ein erfüllter Traum“ schreibt die „Post“ über den Aufschwung der deutschen Marine unter Kaiser Wilhelm II.:

Die mächtige Vorwärtsentwickelung, welche Deutschland in politischer und wirthschaftlicher Beziehung genommen, hat sowohl die Aufgabe, als die Bedeutung unserer Marine erhöht und mit Stolz vernahm man, daß ihre Schiffe und Fahrzeuge den Vergleich mit denen anderer Nationen nicht mehr zu scheuen brauchten, daß aber die Bemannung dieser Schiffe und Fahrzeuge all' die Bedingungen erfülle, welche der deutschen Armee die Grundlagen für ihre Großthaten und für ihren Ruhm geliefert. Der Traum des deutschen Volkes von einer Flotte, der die Vertheidigung der Küsten, der Schutz des Handels, das wehrhafte Eintreten für die Interessen des Staates und der Staatsangehörigen im Auslande, die Wahrung der politischen Machtstellung des Vaterlandes voll frohen Vertrauens zu überlassen ist, hat sich erfüllt, aber die schöne Feier dieser Erfüllung hat sich erst in diesen Tagen vollzogen, als es der deutschen Flotte beschieden war, zum ersten Male einen deutschen Kaiser hinauszutragen zu seinem ersten Besuche bei den nordischen Nachbarn des deutschen Reiches.

Ins helle Leben hinaus trat damit, was in Deutschland der nationale Gedanke errungen. Das deutsche Geschwader das Meer durchfurchend, auf dem Schiff, das den Namen des Hohenzollernstammes trägt, zwei Hohenzollernsprossen, deren einer, in der Vollkraft seiner jugendlichen Männlichkeit zur Leitung der Geschicke Deutschlands berufen, die erste Gelegenheit ergreift, um auch auf die thatenbereite Wehrkraft Deutschlands zur See die Augen zu lenken, nachdem die deutsche Wehrkraft zu Lande ihren Ruhm eingetragen mit ehernem Griffel in die Bücher der Geschichte — kann es eine erhebendere Antwort geben auf die so lange im Tone der wehmüthigen Klage vorgebrachte Frage: Was ist des Deutschen Vaterland? Vom Fels zum Meere ragt es und über das Meer hinaus trägt es seine Fahnen zur Sicherung und zur Vermehrung der Wohlfahrt derer, die ihm angehören, und derer, die sich unter seinen Schutz stellen. Klar und ohne allen Umweg spricht sich in der Organisation der Marine die deutsche Einheitsidee aus, wie dies ja schon dadurch ermöglicht ist, daß nur ein Staat bei Gründung des Reiches eine Marine besaß und diese dem Reiche einbrachte. „Die Kriegsmarine ist (Artikel 53 der Reichsverfassung) eine einheitliche unter dem Befehl des Kaisers.“ „Des Kaisers Rock“ ist es, in dem unsere Marinemannschaften ihren Dienst verrichten, und dieser Rock hat seine schönste Weihe erhalten durch den deutschen Kaiser selbst. Er hat ihn getragen auf langer Meerfahrt „im Dienste“ und er hat ihn mit Freude und mit Stolz tragen können, denn die Marine hat bei dieser Gelegenheit gezeigt, was man von ihr erwartete, ein Bild eherner Kraft und dabei zugleich die Früchte unermüdlicher Uebung und immer bereiter Dienstwilligkeit.

Vom sehnsüchtigen Traum ist das deutsche Volk zur vertrauenswürdigen Wirklichkeit gelangt und wer deutsch denkt und fühlt, wird und muß dem schönen Beispiel folgen, das der Kaiser gegeben in dem Beweis herzlicher Liebe zu unserer, zur Deutschen Marine.

Militairisches.

Exerciren des Lehr-Infanterie-Bataillons nach dem neuen Exercir-Reglement.

* Berlin, 3. August. („Post“.) Gestern Nachmittag um 4 Uhr fand auf dem Bornstedter Felde ein für die gesammte Armee wichtiges Ereigniß statt: Das Lehr-Infanterie-Bataillon sollte vor dem kaiserlichen Kriegsherrn die ersten praktischen Erfolge zeigen von der in anstrengender Thätigkeit vor Kurzem als neues Exercir-Reglement zu Papier gebrachten Theorie.

Schon um drei Uhr rückte das Bataillon nach dem Bornstedter Felde und zog sich unter dem Commando des Herrn Majors von Rahmer evolutionirend über das weite Feld nach dem kleinen Laubwäldchen des Schragens, vorselbst mit dem Rücken nach dem offenen Feld in Compagnie-Colonnen nebeneinander Aufstellung nehmend. Um 3½ Uhr ging der feine Sprühregen, den der graue Himmel entsendete, in einen tüchtigen Platzregen über, und in wenigen Minuten waren die Mannschaften bis auf die Haut durchnäßt. Trotz des Regens hatten sich etwa 200 Zuschauer eingefunden. Auch viele Officiere wohnten in Interimsrock und Mütze dem Exerciren bei; diese Herren hatten auf dem rechten Flügel Aufstellung genommen. Die Truppe war in feldmarschmäßigem Anzug. Die Hauptleute hatten zu Pferde ihren Platz hinter ihren Compagnien genommen. Um 3 Uhr erschien der Brigade-Commandeur, General-Major von Lindequist, und ritt die Front ab, jeder einzelnen Compagnie „Guten Tag“ zurufend; der Gruß wurde kräftig erwidert.

Punkt 4 Uhr erschien von Süden, durch das Gehölz kommend, Se. Majestät der Kaiser mit dem diensthabenden Flügeladjutanten. Der Kaiser ritt den Trakehnerfuchs „Taurus“; in Mütze und Militairpaletot ritt der Kaiser langsam an das Bataillon heran. Auf dem rechten Flügel überreichte ihm Major v. Rahmer den Rapport; dann ritt Se. Majestät die Front des mit Gewehr über und Augen rechts stehenden Bataillons ab. Der mit heller Stimme jeder Compagnie gegebene kaiserliche Gruß wurde von den Mannschaften laut wiedergegeben. Mit prüfendem Blick musterte der Kaiser hierbei Richtung, Fühlung, Vordermann und Gewehrhaltung. Am linken Flügel angelangt, ritt der Monarch hinter die Front und dann zwischen der 3. und 4. Compagnie hindurch wieder vor die Front. Nach dem Commando „Augen gerade aus“ ließ Major v. Rahmer das Bataillon den neuen Griff von „Gewehr über — Präsentirt“ ausführen. Der Griff, der übrigens auch bereits in den nordischen Armeen eingeführt ist, wurde mit schneidiger Exactheit gemacht.

Dann erfolgte das Commando „Kehrt“, und „Ohne Tritt, marsch“ mit der Direction auf die Angermann'sche Remise. Auf diesem Marsch setzte sich das Bataillon in Compagnie-Colonnen hintereinander, machte eine Halblinksschwenkung und marschirte darauf in den Compagnie-Colonnen rechts auf. Mit der nunmehr veränderten Direction (es ging nun auf den Ruinenberg zu) wurden die Compagnien auf fünfzig Schritt Entfernung auseinandergezogen und marschirten in sich in Compagniefront auf, um jedoch bald wieder nach links in Compagnie-Colonnen abzubrechen. Nach dem Commando „Halt“ stand das Bataillon in zwei echelonirten Treffen. Hierauf wurde das Bataillon wieder nach dem linken Flügel in Bataillons-Colonne zusammengezogen. Nach dem Commando „Gewehr ab!“ ritt Se. Majestät der Kaiser die Front ab und controlirte hauptsächlich Vordermann und Fühlung.

Das Commando zum Linksaufmarschiren in Compagnie-Colonne (die Bewegung wurde im Marsch, marsch ausgeführt) veränderte wiederum die Formation. Nachdem hierauf die Compagnie auf die 2. Compagnie auf 50 Schritt auseinandergezogen waren, berief der Monarch, welcher allen Bewegungen mit vollster Aufmerksamkeit folgte, die Compagnie-Chefs vor die Front und übte eine längere Kritik, dabei anscheinend auch die für das nun folgende Gefechtsexerciren nöthige Gefechtsidee ausgebend. Das Bataillon ging dann mit halblinks ohne Tritt vor, setzte sich in Compagnie-Colonnen hintereinander, machte eine Halbrechtsschwenkung, und bekam so die Direction zum Angriff auf den irischen Wall. Dann wurden die Compagnien nach vorne auseinandergezogen, und die vorderste Compagnie leitete das Gefecht mit einem ausschwärmenden Zug ein. Während eine Compagnie zur Sicherung und Verstärkung der linken Flanke mit halblinks etwas vorrückte, marschirte eine zweite Compagnie zur Verlängerung der Feuerlinie nach der rechten Flanke ab und rückte dann mit einem ausgeschwärmten Zuge und mit vorgenommenem rechten Flügel in die Feuerlinie ein. Auch die Compagnie auf dem linken Flügel verlängerte die Feuerlinie mit einem ausgeschwärmten Zug. Die letzte Compagnie bildete nach mehrfachem sprungweisen Vorgehen der Feuerlinie das Soutien, da das Soutien der mittleren Compagnie, ebenfalls ausgeschwärmt, in die Feuerlinie geworfen wurde. Alsdann marschirte die Soutien-Compagnie aus der Compagnie-Colonne nach rechts und links in Compagniefront auf und setzte sich unter fortwährendem Trommelschlag und Hornsignalen zur Attake in Bewegung.

Se. Majestät der Kaiser stand während dessen in der Feuerlinie, welche durch das Magazinfeuer in dichten Pulverdampf gehüllt wurde. Mit „Marsch, marsch, Hurrah!“ ging es, nachdem das Soutien in Compagniefront die Feuerlinie erreicht hatte, durch den mit Regenmassen gefüllten Graben hindurch, hinauf auf den irischen Wall. Hier ließ der Kaiser „Halt“ blasen. Das Bataillon präsentirt und der Kaiser spricht dem Commandeur, Major v. Rahmer, ihm die Hand reichend, seine volle Anerkennung für die Leistungen des Bataillons aus. Im „Marsch, marsch“ rallirte sich alsdann das Bataillon auf das Commando: „Auf die erste Compagnie zum Parademarsch in Compagnie-Colonne mit der Front nach der Bornstedter Allee zusammengezogen.“ Drei Mal defilirte das Bataillon mit Gewehr über an dem Kaiser vorbei: zunächst in Compagnie-Colonne, dann in Compagnie-Front und schließlich in Bataillons-Colonne.

Se. Majestät der Kaiser befahl nach dem glänzend verlaufenen Parademarsch die Officiere des Bataillons zur Kritik auf den rechten Flügel des Bataillons; zu der Kritik wurden auch die militairischen Zuschauer hinzugezogen. Se. Majestät der Kaiser sprach in scharf accentuirten Lauten, in kurzen Sätzen, die von genauester Kenntniß selbst der kleinsten Details Zeugniß ablegten. Zum Schluß ernannte Seine Majestät zum Beweise seiner Allerhöchsten Zufriedenheit den Commandeur des Bataillons, Major von Rahmer, zum Oberstlieutenant und bestimmte, daß das Bataillon auch fernerhin nach dem neuen Exercir-Reglement zu exerciren habe, um die weiteren praktischen Vortheile zu erproben.

Nach der Kritik ritt Se. Majestät der Kaiser dicht an das in Colonnen mit „Rechtsum“ stehende Bataillon heran und sprach auch den Mannschaften persönlich mit kurzen Worten seine Allerhöchste Zufriedenheit aus. Dann reichte der Monarch huldvoll dem neu ernannten Oberstlieutenant von Rahmer sowie dem Generalmajor von Lindequist die Hand zum Abschied und sprengte, von seinem diensthabenden Flügel-Adjutanten begleitet, in kurzem Galopp dem Marmor-Palais zu. Die Zuschauermenge, welche, in allernächster Nähe des Kaisers geduldig im Regen ausharrend, allen Evolutionen gefolgt war, brachte dem Kaiser beim Abschied ein begeistertes Hoch dar.

Es war eine wahrhafte Freude, unsern jugendlichen Kaiser gestern Nachmittag zu beobachten, zu Pferd in Wind und Wetter in der einfachen Uniform, wie sein Blick voll hingebenden Ernstes an jeder einzelnen Truppenbewegung hing, wie sein Auge aufleuchtete, als jede Evolution glänzend verlief, wie er huldvoll und einfach verschiedentlich seine Zufriedenheit den Officieren des Gefolges aussprach und auch seine unverhohlene Freude über das Häuflein Civilisten zu erkennen gab, die dem militairischen Schauspiel zu Liebe sich durchweichen ließen. Und so zog auch das durchnäßte Bataillon, heiterer Lieder singend, zurück nach der Caserne mit dem Bewußtsein im Herzen, der Zufriedenheit des Kaisers theilhaftig geworden zu sein.

Vom Bürgerlichen Gesetzbuch.

* Wohl kein Rechtssatz ist in der Zeit seit dem Bekanntwerden des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuches mehr umstritten worden als der des Verhältnisses von Kauf zu Miethe. Es wurde bereits darauf aufmerksam gemacht, daß auch der deutsche Juristentag die Frage, ob Kauf Miethe brechen oder der entgegengesetzte Grundsatz aufgestellt werden solle, behandeln wird.

Es erscheint natürlich (so führt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ des Näheren aus), daß bei der Herstellung eines ganz Deutschland umfassenden Bürgerlichen Gesetzbuches eine große Zahl von Rücksichten zu beobachten ist. Das größte Rechtsgebiet, das des preußischen Landrechts, forderte wesentliche Berücksichtigung, und namentlich sind diejenigen Grundsätze, welche im Gegensatz zum gemeinen Recht, an das sich das preußische Landrecht im Allgemeinen anlehnt, festgestellt worden sind, von einer nicht zu unterschätzenden Lebenskraft, weil in ihnen vielfach Gedanken Verkörperung gefunden haben, die in weiten Kreisen als richtig anerkannt wurden. Auf der andern Seite kann aber bei Abfassung eines Gesetzbuches die logische Consequenz nicht verlassen werden, und man darf nicht erwarten, daß ein Rechtsinstitut, welches mit einem ihm nicht zukommenden Gewande von früheren Gesetzbüchern versehen ist, in dieser Verkleidung belassen wird. Sprechen nun wirthschaftliche Grundsätze für die Beibehaltung des juristisch unhaltbaren Rechtssatzes, so wird es Aufgabe des Gesetzgebers sein müssen, den wirthschaftlichen Erfordernissen nach Möglichkeit, aber unter Wahrung des logischen Standpunctes, zu entsprechen.

Wenn man, von solchen Gesichtspuncten ausgehend, der eben bezeichneten speciellen Frage näher tritt, so werden nicht allein die in den Vordergrund geschobenen wirthschaftlichen Erfordernisse nach der einen, für den Miether wünschenswerthen Richtung gewürdigt werden müssen, sondern man wird sich auch klar machen müssen, daß das Eigenthum, das umfassendste und höchste dingliche Recht, denn doch auch eines Schutzes bedarf, und daß es nicht angehen dürfte, die Ausübung des Eigenthumsrechtes mit Schranken zu umgeben, welche dasselbe in Frage stellen und den Eigenthümer des Grundstücks, namentlich des städtischen Grundstücks, zu nicht viel mehr machen, als zu einem Verwalter seiner Miether.

Die Gegner des Grundsatzes: Kauf bricht Miethe, lassen sich meist von Gesichtspuncten leiten, die nur für einige wenige Großstädte in beschränkter Weise zutreffend sein dürften; man weist darauf hin, daß der Grundbesitz in den großen Städten beständig von Hand zu Hand gehe, und schildert die hierdurch heraufbeschworene Gefahr für den Miether, wenn der Grundsatz, Kauf bricht Miethe, Gesetz werden sollte, als ungeheuerlich; aber man vergißt, daß dieser Grundsatz in einem großen Theile Deutschlands, zu dem recht zahlreiche große Städte gehören, bisher im Allgemeinen unangefochten bestanden hat. Der Kampf ist erst entbrannt, als die Stellung des Entwurfs in dieser Frage bekannt wurde. Wenn nämlich der Zustand, in dem sich die städtischen Miether Süddeutschlands befinden, seit geraumer Zeit in der That ein so unhaltbarer gewesen wäre, so wären sicherlich Maßnahmen von Seiten der Unterdrückten hiergegen ergriffen worden. Hätten sich die Miether großer Städte zusammengethan und sich verpflichtet, Miethsconstracte nur unter der Bedingung einzugehen, daß ihr Miethsrecht auch beim Uebergang des Eigenthums geschützt oder wenigstens ein Schadenersatz bei früherer Endigung desselben im Voraus festgestellt würde, so wäre den Vermiethern wohl kaum etwas Anderes übrig geblieben, als sich diesem allgemeinen Wunsche zu fügen. Indessen ist von derartigen Anregungen nichts zu hören gewesen, geschweige denn, daß man die Gesetzgebung zu Hülfe gerufen hätte.

Es ist sonach schwer, einen Nothstand der Miether in den Gegenden anzuerkennen, welche unter der Herrschaft des Grundsatzes, Kauf bricht Miethe, stehen. Außerdem darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß in den meisten Fällen der neue Käufer kein Interesse an der Austreibung der Miether hat, im Gegentheil, er wird froh sein, wenn er das von ihm gekaufte Grundstück vermiethet weiß. Auf die Dauer ist auch eine Steigerung des Miethzinses, wenn dieselbe nicht in den veränderten Werthverhältnissen von Grund und Boden ihre innere Berechtigung hat, nicht durchzuführen, und man darf dessen sicher sein, daß es ziemlich gleichgiltig für das Interesse des Miethers ist, ob Müller oder Schulze Eigenthümer des von ihm bewohnten Hauses ist: wenn die Erhöhung des Miethzinses Aussicht auf Erfolg bietet, so werden Beide dieselbe vornehmen.

Es bleibt somit als Nachtheil des Grundsatzes, Kauf bricht Miethe, der Umstand zu erwägen, daß der Miether beim Besitzwechsel eventuell nicht in der Lage ist, während der contractlich bedungenen Zeit die von ihm gemiethete Wohnung zu benutzen.

Für eine nicht geringe Zahl von Miethern (z. B. Geschäftsleuten) ist die Lage der gemietheten Räume von wesentlichem Interesse, und es kann denselben empfindlich sein, wenn sie gezwungen werden, vor Ablauf der bedungenen Zeit zu ziehen. Aber es läßt sich auch nicht verkennen, daß, abgesehen von Umzugskosten, andere Kategorien von Miethern weniger daran liegen kann, gerade in diese und nicht in eine andere Wohnung zu ziehen. Jedenfalls muß also der Gesetzgeber darnach trachten, solchen wesentlich an der Lage des gemietheten Raumes interessirten Miethern die Möglichkeit zu gewähren, sich in der Wohnung auch beim Besitzwechsel zu erhalten oder für den Fall der Räumung einen Ersatz des Schadens zu sichern.

Eine Betrachtung der Vorschriften des Entwurfs wird lehren, inwieweit die Redactoren diese unleugbaren Schwierigkeiten zu beseitigen gewußt haben.

Sonderausstellung des Museums für Völkerkunde.

Die Weddas.

* Von den verschiedenen Völkerstämmen Ceylons sind die wilden Ureinwohner, die Weddas, zwar der Zahl nach die untergeordnetsten, denn von der 2 500 000 Seelen ausmachenden Bevölkerung betragen sie nur 2000, doch in anthropologischer und ethnologischer Beziehung die interessantesten. Dieses kleine, stark zusammengeschmolzene, auf den Aussterbeetat gesetzte Volk war ursprünglich weit über die ganze Insel verbreitet, während der letzte Ueberrest heute nur noch im Osten Ceylons in den menschenarmen Waldgebieten haust. Schon jetzt, sagt Sarasin, sind wir zur Untersuchung dieses Volkes eigentlich zu spät gekommen, denn wirklich echte Weddas sind bereits eine ziemliche Seltenheit geworden, und in 50 oder gar 100 Jahren werden kaum noch Spuren dieser merkwürdigen Menschenrasse zu finden sein, denn sie gehen mit reißender Schnelligkeit ihrem gänzlichen Untergange entgegen. Krankheiten lichten ihre Reihen in ganz erschreckender Weise, vor allen Dingen aber verschwinden sie durch Vermischung mit den übrigen Völkerschaften der Insel; in den westlichen Theilen des Waldgebietes geschieht dies mit den Singhalesen, noch stärker aber in den östlichen mit den Tamulen. Dieser leichte Verkehr mit den angrenzenden Rassen ist dadurch herbeigeführt worden, daß seit einer Reihe von Jahren die Weddas von der Regierung in kleinen Dörfern angesiedelt worden sind und ihnen Culturpflanzen zu bauen gelehrt worden ist. Namentlich die Ostküste entlang zieht sich eine ganze Reihe solcher Niederlassungen hin.

Ganz wild lebende, sogenannte „rock Weddas“ kennt man nur nach dem Hörensagen, wie Sarasin berichtet, der die Insel während zweiundeinhalb Jahren nach allen Richtungen hin zu Fuß durchstreift und so dieselbe und ihre Bewohner gründlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. Selbst in dem wilden Districte von Nilgalla, sagt er, von dem, wie von den Wäldern von Bintenne nur noch die Rede sein kann, wenn man von Weddas spricht, sind dieselben jetzt friedlich in kleinen Dörfern angesiedelt. Bis vor Kurzem aber lebten sie noch in Felsenhöhlen oder schliefen im Schutze mächtiger Bäume, indem sie sich Nachts mit dürren Aesten umgaben, um durch das Rascheln auf das Herannahen wilder Thiere aufmerksam zu werden; jetzt besitzen sie aber, die einst die wildesten von Allen waren, kleine Rindenhütten, aber gelegentlich werden die Höhlen, namentlich auf Jagdzügen, doch noch zum Quartier benutzt. Bailey, der als Assistent des Colonialsecretairs in Ceylon lebte und genau mit den Weddas vertraut war, sagt, daß es schwer sein dürfte, barbarischere Typen des menschlichen Geschlechtes zu finden, als sie sind.

Bevor die Weddas angesiedelt wurden, war die Jagd ihre einzige Beschäftigung, wie denn auch ihr Name Jäger bedeutet. Bogen, Pfeile und eine Axt sind die einzigen Geräthe, welche die wilden Weddas des Nilgalladistrictes und von Bintenne besitzen. Ein Verkehr nach außen hin ist bei diesen nur sehr gering, so daß sie selbst mit den anderen Familien desselben Districtes nur wenig umgehen. Blätter und kleine Aeste dienen diesen als Kleidung. Den Bogen verstehen sie selbst herzustellen, seine Sehne bereiten sie aus dem Baste einer Schlingpflanze, und als Pfeil dient, wenn sie auf ihr eigenes Fabrikat angewiesen sind, ein zugespitztes Holz. Sie haben sie, wie andere auf der niedrigsten Stufe stehenden Culturvölker, gelernt Steinspitzen zu gebrauchen, obschon der in scharfen Stücken zersplitternde Quarz bei ihnen vorhanden ist und ein brauchbares Material zu diesem Zwecke abgeben würde. Sie sind noch nicht einmal in das Stadium der Steinzeit unserer Vorfahren eingetreten, so daß, wenn nicht unsere Museen ihre wenigen Artefacte sammeln und späteren Geschlechtern aufbewahren würden, von ihnen später keine Spur mehr vorhanden sein dürfte, wie wir sie noch von den Menschen besitzen, die einst in unserem Waldbezirke gleichzeitig mit dem nunmehr ausgestorbenen Mammuth, dem Höhlenlöwen, Höhlenbären und anderen vorweltlichen Thieren zusammengelebt haben.

Als treffliche Bogenschützen sind die Weddas berühmt; sie wissen das Wild leicht anzuschleichen und werden auf der Jagd von ihren sehr gelehrigen Hunden begleitet. Das Hauptwild, dem der Wedda nachstellt, ist der Affe. Ist eine Beute erjagt, so wird mit zwei Hölzern Feuer gerieben und der Affe einfach an den glühenden Kohlen geröstet. Auf gleiche Weise bereiten sie auch die Fische zu, die sie sehr lieben und die sie mit ihren Pfeilen geschickt zu schießen verstehen, oder dadurch gewinnen, daß sie mit einer giftigen Wurzel die Tümpel, in denen sich dieselben befinden, vergiften. Ferner besteht ihre Beute aus Hirschen, Schweinen, Leguanen, die ebenso zur Nahrung zubereitet werden wie die Affen. Dagegen rühren sie niemals Ochsen-, Elephanten-, Bären-, Leoparden- und Schakalfleisch an, ebenso keine Eidechsen, Fledermäuse oder Schlangen. Vögel sollen sie mit einer Art von Leimruthen fangen und nicht schießen, wie von anderer Seite behauptet wird. Den Elephanten jagen sie auch, aber nur wegen des Elfenbeins und nicht wegen des Fleisches. Honig, mit der noch halb entwickelten Bienenbrut in den Waben ist ihre Lieblingsspeise, und die Fähigkeit, sie zu entdecken und schnell mit der kleinen Axt aus dem Baume herauszuheben, ist bewundernswerth. Auch die Kunst, Fleisch und Honig aufzubewahren, verstehen sie. Nach dem oben geschilderten Verfahren ist die Kochkunst eine sehr rohe, so ist ihnen denn auch Thongeschirr, welches sich bereits in urgeschichtlicher Zeit bei uns vorfindet, bis vor Kurzem kaum bekannt gewesen. Ebenso wenig kennen die im Innern lebenden wilden Weddas das Salz, während die civilisirten an der Ostküste, welche jetzt Thongefäße besitzen, mit Meerwasser kochen. Tabak rauchen sie auch nicht, dagegen kauen sie die Rinde des Morabaumes wie Areka und fügen dazu statt des Betels Rinde der Gmelina asiatica und Kalk, den sie sich dadurch verschaffen, daß sie ihn aus Schneckenschalen brennen.

Die Todten werden nach Sarasin gegenwärtig überall begraben, oft allerdings nur leicht im Sande verscharrt. Ganz auffallend war, wie Sarasin berichtet, die Gleichgiltigkeit, mit der sie ihm die Gräber ihrer nächsten Verwandten zeigten und zusahen, wie er die Skelette ausgrub, was selbst andere tiefstehende Naturvölker nicht zugaben. „Wozu die alten Knochen?“ wurde er öfters gefragt, während sie ihrer Freude Ausdruck gaben, daß sie durch diese Grabarbeiten der Mühe überhoben wurden, für künftige Todte neue Gräber herzurichten.

Körperlich unterscheiden sich die Weddas sehr von allen übrigen Völkerstämmen, welche Ceylon bewohnen. Sie sind kleine, magere Gestalten, dabei aber sehr activ, muskulös und können große Strapazen ertragen. Die durchschnittliche Größe der Männer beträgt etwa fünf Fuß, die Frauen sind etwas kleiner, vier Fuß vier Zoll bis vier Fuß acht Zoll. Der größte, den Bailey gemessen hat, hatte eine Länge von fünf Fuß drei Zoll englisches Maß, der kleinste eine solche von nur vier Fuß einen Zoll. Ihre Schädel sind schmal, aber stets sehr hoch, ziemlich mesognath und mit wenig vorstehenden Backenknochen versehen. Der Gesichtsausdruck ist nach Sarasin ein durchaus fremdartiger, weil die Nase eine sonderbare Form hat; zwischen den großen Augen ist die Nasenbrücke niedrig, und die ganze, nach unten zu sehr sich verbreiternde Nase mit ihren weiten Nüstern sitzt dann wie eine Pyramide dem Gesichte auf. Der Mund ist groß, die Lippen sind dick, der ganze Theil tritt etwas hervor und hilft so die Sonderbarkeit des Anblicks noch verstärken. Der Bart ist kurz und dürftig; das nie gelockte Haar fällt in langen schlichten Massen auf den nackten Leib herab.

Eine große, sehr bedeutsame Aehnlichkeit der Weddas mit den Australnegern will bei der Vergleichung von Photographien der beiden Rassen Sarasin gefunden haben, so daß ihm ein naher Zusammenhang dieser beiden Völker wahrscheinlich dünkt.

Bringt man Weddas aus ihren Wäldern in civilisirte Gegenden, um sie zu studiren, so kriechen sie gleich scheuen Thieren in einem Winkel zusammen und kommen nur hervor, wenn man ihnen ein Geschenk an Reis oder Zeug bietet, über das sie herfallen und bei dessen Theilung sie unter einander in Streit gerathen. Daheim in ihren Wäldern aber streifen sie unerschrocken und lautlos umher mit dem sechs und einhalb Fuß langen Bogen aus elastischem Holze, den kein Europäer zu spannen vermag, während sie ihn mit Leichtigkeit handhaben, in der Hand und der Axt auf der Schulter umher.

Obgleich das Völkchen sehr harmlos ist, wird es doch von seinen Nachbarn gefürchtet. Ihr eheliches Leben soll über jeden Zweifel erhaben sein, und sie können in dieser Beziehung in einem Lande, wo Keuschheit nicht viel gilt, als Muster hingestellt werden. Die wilden Weddas heirathen nie Mädchen einer anderen Rasse, nur an den Grenzen des Gebietes kommen Vermischungen mit den übrigen Völkerschaften Ceylons vor; sie sind sehr eifersüchtig auf ihre Weiber und halten sie gern verborgen. Jede Familie besitzt jetzt ihre eigene Hütte; wohnen sie aber noch in Höhlen, wie das vereinzelt wohl vorkommt, dann ist der Raum jeder Familie abgetheilt. Auf ihre singhalesischen Nachbarn, bei denen, wie früher schon erwähnt, Vielmännerei herrscht und Ehescheidungen häufig vorkommen, sehen die Weddas mit Verachtung herab.

Die Heirathsgebräuche der Weddas sind sehr einfacher Art. Der Jüngling, der seine Augen auf eine Schöne seiner Rasse geworfen hat, nimmt einige Geschenke, einen Topf mit Honig, einen getrockneten Leguan und bringt sie in die Hütte des zukünftigen Schwiegervaters. Findet die Werbung Gehör, so wird das Mädchen herbeigerufen, welches eine selbstgesponnene Schnur dem Bewerber um die Brust knüpft — und die Ehe, die, wie schon erwähnt, sehr treu und fest ist, ist geschlossen. Der Mann trägt nun diese Schnur sein ganzes Leben lang und wird sie schadhaft, so bessert das Weib sie aus. Früher heiratheten die Weddas regelmäßig ihre jüngeren Schwestern, niemals die älteren, doch ist dieser Gebrauch jetzt vollständig abgekommen.

Die Weddas werden selten alt, und da sie nur sehr wenige Kinder haben, so geht auch hierdurch das Volk seinem schnellen Ende entgegen. Besondere Gebräuche bei der Geburt und Namengebung finden nicht statt.

Die Sprache des Volkes ist ein angelernter singhalesischer Dialekt, vermischt mit einer Anzahl alter, den heutigen Singhalesen unverständlicher Worte, über deren Ursprung noch verschiedene Ansichten herrschen; an der östlichen Küste reden sie meist tamulisch. Sicher ist, daß die Weddas die Sprache ganz anders als die Singhalesen aussprechen, so daß man eine ganz andere Sprache zu hören glaubt, und nur nach langer Kenntniß kann man sich von der großen Uebereinstimmung überzeugen. Es liegt auf der Hand, daß der Wörtervorrath eines so niedrigstehenden Volkes auch nur ein geringer sein kann, und selbst die einfachsten Dinge werden von ihnen umschrieben. Was die Aussprache der Worte anbelangt, so kommen dieselben alle in einer halbsingenden Weise tief aus der Kehle hervor, dabei wird von den Worten meist die letzte Silbe und von den Sätzen das letzte Wort besonders laut, fast schreiend hervorgestoßen, wodurch allein schon die Sprache einen fremdartigen Eindruck erweckt, obgleich man es nur mit einem verdorbenen Singhalesisch zu thun hat.

Nur mit Schwierigkeit zählen die Weddas an den Fingern, und von der Eintheilung der Zeit fehlt ihnen jeder Begriff. Schon die Bestimmung von „übermorgen“ ihnen beizubringen, ist schwer. Unter solchen primitiven Zuständen ist es erklärlich, daß das Volk von einem zukünftigen Leben, von Belohnung und Bestrafung nach dem Tode keine Idee hat; über solche Dinge sich mit ihnen zu unterhalten, ist schon deshalb schwierig, weil die Sprache dazu nicht ausreicht. Alles, was Bailey von ihnen erfragen konnte, lief darauf hinaus, daß sie an zahlreiche gute und böse Geister glauben, die in der Luft, in jedem Felsen, jedem Baume und Berge hausen. Besser als diese Geister sind diejenigen der verstorbenen Ahnen und Verwandten bekannt, welche über das Wohl der Ueberlebenden wachen und als gute Geister verehrt werden. Durch sie wird eine glückliche Jagd bewirkt, eine Krankheit geheilt, Unglück abgewendet. Von einem höchsten Wesen haben sie keinen Begriff; Götzenbilder, Opfer, überhaupt jeder Cultus ist ihnen unbekannt.

An den Grenzen treiben die Singhalesen und die Indo-Araber Tauschhandel mit ihnen und bringen ihnen neben Anderem auch als sehr geschätzte Artikel eiserne Pfeilspitzen und Aexte aus Eisen. Früher ging dieser Tauschhandel im Dunkel der Nacht vor sich, jetzt aber hat der durch die Ansiedelung der Weddas herbeigeführte leichtere Verkehr dieser Sitte, jedenfalls an den meisten Orten, ein Ende gemacht; nichtsdestoweniger ist es trotz vieler Versuche nur an wenigen Stellen gelungen, den Weddas etwas Cultur aufzudrängen. Die wenigen, sehr primitiven Gegenstände, deren sich die Weddas bedienen, verdankt das Museum für Völkerkunde dem kaiserlich deutschen Consul in Colombo, Herrn Philipp Freudenberg.

Sachsen.

* Leipzig, 4. August. Vom königlichen Ministerium des Innern wurde der in dem Speditionsgeschäfte der Firma C. F. Starke hier 30 Jahre lang als Rollkutscher beschäftigte Herr Karl August Carnabl durch Verleihung der großen silbernen Medaille „Für Treue in der Arbeit“ ausgezeichnet, die ihm nebst dem dazu gehörigen Verleihungsdecret an hiesiger Rathsstelle ausgehändigt wurde.

* Colditz, 3. August. Heute Morgen gegen 3 Uhr brach in der vor 3 Jahren nach Brand neuerbauten Lindner'schen Dampfmühle Feuer aus, durch welches dieselbe bis auf die Umfassungsmauern niederbrannte. Selbstentzündung des gehenden Zeuges wird als Entstehungsursache angenommen. Es ist dieser Brand das dritte Schadenfeuer innerhalb acht Wochen in hiesiger Stadt.

— In Frankenberg bestehen 4 Ortskrankencassen. Um den Geschäftsbetrieb derselben billiger zu machen und zu vereinfachen, hatten die städtischen Collegien die Vereinigung aller vier zu einer angeregt und sich bereit erklärt, 20 000 ℳ als Reservefonds zu stiften und 400 ℳ zur Deckung der Vereinigungskosten beizutragen. In der Generalversammlung der Cassen wurde schließlich abgestimmt, aber mit großer Mehrheit wurde der Vereinigungsvorschlag abgelehnt.

— In Hainichen hat sich nunmehr der Abbruch der ganzen Kirche als nothwendig herausgestellt. Erst wollte man den Thurm zur Hälfte abbrechen, ihn repariren und neu ergänzen. Dann fand man, daß er ganz beseitigt werden müsse, und nun erkennt man schließlich das ganze alte Gebäude als so schadhaft an, daß selbst ein umfassender Renovationsbau den Neubau nur auf einige Jahre verschieben könnte. Die Glocken sollen vorläufig in einem zu erbauenden Glockenhäuschen untergebracht werden, wo sie geläutet werden können.

Zwickau, 3. August. Seit gestern erhielt die Mulde eine Steigung ihres Wasserstandes um 70 cm. Die Fluth ist ganz dick und lehmig und deutet darauf hin, daß auch im Gebirge recht heftige Regengüsse niedergegangen sein müssen. Nach eingegangenen Privattelegrammen ist übrigens noch weiteres Steigen der Mulde zu erwarten.

— Große Unzufriedenheit herrscht unter den Bürgern in Meerane über den neuen Bahnhofsanbau. Das dortige „Wochenblatt“ bezeichnet den Bau als ein bauliches Monstrum, welches der Stadt nur zur Unzier gereiche. Wenn man die Absicht gehabt hätte, schreibt das erwähnte Blatt, auf den ankommenden Fremden durch den Bahnhof einen recht ungünstigen Eindruck hervorzurufen, man hätte den Bau nicht anders machen dürfen! Ein öffentliches Gebäude soll auch dem Schönheitsgefühl Rechnung tragen und nach dieser Richtung beispielgebend wirken. Was aber in aller Welt ist der Baudirection des Bahnhofs-Anbaues eingefallen, dieses zusammengequetschte, cigarrenkistelartige Zimmeranhängsel an das Hauptgebäude ankleben zu lassen? Ein Anhängsel, welches, nebenbei bemerkt, doch nur für kurze Zeit genügt, um dann wahrscheinlich durch einen abermaligen Anbau aufs Neue vergrößert zu werden. Ein solcher allem guten Geschmack Hohn sprechender, geradezu jammervoller Bau durfte von einer Staatseisenbahn-Direction nicht errichtet werden! Es wäre außerordentlich wünschenswerth, wenn sich einmal eine

SLUB
Wir führen Wissen.